

sie in der Jugend empfangen; wir aber müssen jetzt alle fünf Jahre umlernen, wenn wir nicht ganz aus der Mode kommen wollen.«

Demokratie macht Lernen in noch kleineren Zeitabschnitten notwendig. Und ohne Mitbestimmung in allen Lebensbereichen, die wichtige Angelegenheiten der Menschen betreffen und regulieren – zu ihnen gehören maßgeblich wirtschaftliche Produktionszusammenhänge – ist demokratisches Lernen schwer vorstellbar und

die Haltbarkeit eines demokratischen Gemeinwesens höchst zweifelhaft.

Es wäre an der Zeit, den öffentlichen Raum zu erweitern und weiter zu öffnen für jene Prozesse gesellschaftlicher Selbstverständigung, in denen Krisenlösungen als Akte der Befreiung, der Emanzipation verstanden werden. Der politische Mensch als Citoyen bekäme dadurch wieder die ihm zukommende zentrale Bedeutung für die demokratische Ordnung des Gemeinwesens.

Jürgen Kocka

Die DDR unter Palmen

Bemerkungen zu Christa Wolfs neuem Roman

Jürgen Kocka

(* 1941) ist Professor (em.) für Geschichte an der Freien Universität Berlin und war bis April 2007 Präsident des Wissenschaftszentrums Berlin (WZB).



kocka@wzb.eu

Vordergründig ist Christa Wolfs Roman *Stadt der Engel* oder *The Overcoat of Dr. Freud* der tagebuchgestützte Bericht über ein Jahr, das sie als Stipendiatin des Getty-Zentrums 1992/93 in Los Angeles verbrachte. Tatsächlich gelingt der Autorin ein kunstvolles Gewebe aus Beobachtungen, Erinnerungen, Reflexionen und Schilderungen von Gesprächen, Gedanken, Gefühlen, Träumen und inneren Entwicklungen, die sie in jenem Jahr durchlebte oder jenem Jahr rückblickend zuschreibt. Im Kern aber geht es um Geschichte, vor allem um deutsche Geschichte unter beiden Diktaturen, um die Erinnerung daran und deren Bearbeitung – und um Amerika.

Die Perspektive ist die der Ich-Erzählerin, die mit der Autorin nicht identisch

ist, aber mit ihr verschwimmt. Es ist weder klar erkennbar noch wichtig, wo empirische Befunde in die Erfindung von Bildern und Deutungen übergeht. C.W. hat keine wissenschaftliche Abhandlung und keine Autobiografie, sondern einen Roman geschrieben, mit ausgeprägten autobiografischen Elementen und leidenschaftlichem historischen Interesse.

Zum einen handelt der Roman von deutscher Verfolgungsgeschichte in den 30er und 40er Jahren. C.W. bewegt sich auf den Spuren der deutschen Schriftsteller, Künstler und Intellektuellen, die wie Thomas und Heinrich Mann, Franz Werfel und Arnold Schönberg aus Hitler-Deutschland flohen und in Los Angeles eine Art deutschsprachiger Exilanten-Kolonie bildeten. C.W. zitiert aus ihren Werken und besucht ihre damaligen Domizile, nicht nur Feuchtwangers prächtige Villa Aurora oberhalb der Bucht von Malibu, sondern auch Brechts bescheideneres Haus in der 26th Street, in der er mit Adorno und Eisler diskutierte und am *Galilei* schrieb. Zeitzeugen werden zum Sprechen gebracht. »Weimar unter Palmen«. »Wo habe ich das gehört?« Würde die-

se Erinnerung, fürchtet sie, jetzt in Deutschland verblassen, nach dem Untergang der DDR, die sie besonders gepflegt habe?

In den intellektuellen Zirkeln der Stadt, zu denen die Stipendiatin des Getty-Zentrums leichten Zugang findet, sind Nachkommen von mitteleuropäischen Flüchtlingen und Überlebenden der 30er und 40er Jahre zahlreich, eine besondere Form von »second generation«, meist jüdischer Herkunft. Sie verwickeln die Besucherin aus dem untergegangenen Land in drängende Gespräche und erwarten Erklärungen, zumal nach den fremdenfeindlichen Übergriffen in Hoyerswerda, Rostock und anderen Orten des gerade erst wiedervereinigten Deutschland, die auch in den USA viel Aufsehen erregt hatten. C.W. lernt, als Deutsche – nicht nur als DDR-Deutsche – zu antworten. Sie gewöhnt sich daran, auch im Hinblick auf die deutsche Verbrechen-Geschichte der 30er und 40er Jahre, von »wir« und »uns« zu sprechen, was man in der DDR, sie erwähnt es, solange vermieden und – gut antifaschistisch – verdrängt hatte. Die Autorin stellt sich dieser Last, arbeitet sich daran ab und findet aussagestarke Formen des Umgang mit deutscher Schuld, besonders gegenüber Juden und Russen.

DDR-Erinnerungsarbeit

Zum anderen kreist der Roman um die Geschichte der DDR. Die Beschäftigung mit diesem ihrem Erbe, die Arbeit an dieser Erinnerung, die Klärung ihres Verhältnisses zu diesem untergegangenen Staat, mit dem sie sich identifiziert hatte und zum Teil noch immer identifiziert, ist das Hauptthema Christa Wolfs in diesem Buch, das eben deshalb auch zeithistorisch besonders interessiert. Zu diesem Stück Erinnerungsarbeit gehören bezeichnende, wenn auch bruchstückhafte Reminiszenzen an eigene politische Erfahrungen in der DDR seit den 50er Jahren – von der

unbedingten Linientreue der überzeugten Parteikommunistin, die den Einsatz der sowjetischen Panzer gegen die Aufständischen vom 17. Juni 1953 mit Erleichterung zur Kenntnis nimmt und die als kommunistische Wahlhelferin in West-Berlin verhaftet wurde, über die Kritik der etablierten Schriftstellerin an einigen Konsequenzen der autoritären Kulturpolitik der DDR, bis hin zur ernüchterten, aber hoffnungsvollen Unterstützung der 60-Jährigen für die »Volksbewegung«, die »gescheiterte Revolution« (wie sie auch schreibt) vom Herbst 1989, soweit sie auf eine Demokratisierung der sozialistischen DDR, nicht auf deren Abschaffung hinauslief. Höhepunkt für sie war der 4. November mit seiner Massenversammlung und den Reden der Intellektuellen auf dem Berliner Alexanderplatz, während sie beschreibt, dass sie die Maueröffnung am 9. November mit Zurückhaltung und gemischten Gefühlen erlebte. In eingebledeten Erinnerungstücken und Traumbildern, in knappen Berichten über Gespräche in Los Angeles, in der Form des Wiederlesens vermutlich fiktiver Briefe und vermutlich nicht-fiktiver eigener Texte aus früheren Jahren, kreist die Autorin bohrend, selbstquälerisch, in immer neuen Anläufen um ihre eigene Geschichte in der DDR, um die historische Bedeutung dieses »kleineren Deutschland« und um ihre intellektuellen Möglichkeiten des Weiterlebens nach dessen Scheitern.

Dieser Versuch, Verdrängungen zu überwinden, Erinnerungen zu klären, Urteile zu überprüfen, sich zu rechtfertigen und eine erschütterte Identität neu zu finden, wird dramatisch beschleunigt, als die Autorin, sie berichtet es eindringlich, mit den Nachrichten über die Enthüllung ihrer verdrängten, Jahrzehnte zurückliegenden Stasi-Zusammenarbeit konfrontiert wird, eine Enthüllung, die mit großer Anteilnahme der Medien zeitgleich im fernen Deutschland stattfindet und ihren Niederschlag in den USA findet, bis hin zu einem

kritischen Porträt der Schriftstellerin in der *New York Times*, vor dem sie erschrickt. C.W. beschreibt, wie sie in einen »seelischen Ausnahmezustand« gerät, voller Ängste, Zweifel und innerer Gefahren, aber auch mit der Chance zu kritischen, selbstkritischen Einsichten: in das Verhältnis von Erinnern und Vergessen, in eigene Schwächen – »Du wolltest geliebt werden. Auch von Autoritäten« –, in den Niedergang, das »Verknöchern«, das Scheitern der DDR – »Ist unser Leben umsonst gewesen?« –, in die Grundlagen ihres jahrzehntelangen, trotz allmählich wachsender Teilkritik beibehaltenen Engagements für dieses »kleinere Deutschland«, an dem sie hing und das sie »für die legitime Nachfolge jenes Anderen Deutschland (hielt), das in den Zuchthäusern und Konzentrationslagern, in Spanien, in den verschiedenen Emigrationsländern, verfolgt und gequält, schrecklich dezimiert doch widerstand«. Der utopische Gehalt früherer Identifikation mit der sozialistischen DDR wird immer wieder betont. »Wir mochten unser Land nicht, wie es war, sondern wie es sein würde.«

Wie hier die wohl bedeutendste Schriftstellerin der DDR als 80-Jährige in dem ihr zur Verfügung stehenden Medium des Romans – weit von DDR-Nostalgie entfernt, aber doch zu ihrem Leben mit ihren früheren Hoffnungen stehend, begrifflich differenziert, zugleich aber unter ausgiebiger Nutzung des schriftstellerischen Privilegs verunklärer Vieldeutigkeit (das Historiker nicht besitzen) – mit sich und der Geschichte vieler ihrer Zeitgenossen öffentlich ins Reine zu kommen versucht, verdient Respekt. Der Leser lernt daraus manches über die DDR, u. a. dass sie mehr und anderes war als ein »Unrechtsstaat« oder eine »sowjetische Satrapie«, dass sie lange auch von der grundsätzlichen Zustimmung wichtiger Teile ihrer Bevölkerung getragen wurde, und dass sie nicht nur deshalb unterging, weil die geschwächte Sowjetunion ihr die existenzgarantierende Unterstützung entzog, sondern auch

weil die Hoffnungen zerbröckelt und zerbrochen waren, die sie einstmalig belebt hatten.

Man versteht überdies, wie wichtig die Erinnerung an die deutsche Verbrechen-Geschichte vor 1945 nicht nur für die propagandistische Selbstdarstellung, sondern auch für die innere Überzeugungskraft der DDR war, und man begreift die innere Logik dieses Romans, der die Arbeit an der Geschichte der DDR so anhaltend mit der Erinnerung an die Geschichte deutscher Verbrechen bis 1945 verknüpft. Um so dringlicher aber wäre es gewesen, darüber zu reflektieren, wie einseitig, instrumentalisiert und teilweise verzerrt die kollektive Erinnerung an das nationalsozialistische Deutschland in der DDR von Anfang an war, im Zeichen der offiziellen Theorie des »Antifaschismus«, die den Judenmord marginalisierte, das Volk und die DDR entlastete und die Bundesrepublik unter Kontinuitätsverdacht stellte. Dies erspart sich die Autorin, ihr Rückblick wäre sonst radikaler ausgefallen. Auf die Bundesrepublik geht sie nicht ein.

Offenheit gegenüber einer unbekanntem Zukunft

Erreicht sie ihr erklärtes Ziel, in den »tiefen Schacht« ihrer Vergangenheit zu steigen, um sich von deren Last zu befreien – im Sinne von Freud, dessen Mantel eher zufällig in L.A. ankam, dann gleich wieder verloren ging, es jedoch programmatisch in den Titel des Buches geschafft hat? Gelingt es ihr, sich an jene Grenzlinie »schreibend heranzuarbeiten«, die das »innerste Geheimnis um sich zieht«, um dessen Macht über das eigene Leben zu brechen? Die Antwort fällt zwiespältig aus. Soweit zu solcher Anstrengung der selbst-befreienden Erinnerung das klare und ungeschminkte historische Urteil gehört, gelangt sie nicht an ihr Ziel. Die Tiefenbohrungen in die eigene Lebensgeschichte wirken allzu bruch-

stückhaft, sie bleiben schwebend und wenig verbindlich, die Zusammenhänge entziehen sich. Die dunkelsten Seiten der DDR – ihr Terror, ihre Opfer, ihr Untertanengeist – bleiben unangesprochen, die Ursachen ihres Scheiterns geraten nicht in den Blick, das Hauptgebrechen dieses Systems, sein Mangel an Freiheit, wird nicht erkannt. Auch reflektiert die Autorin nicht auf ihre relativ privilegierte Stellung in der DDR, durch die sie sich von vielen anderen unterscheidet.

Andererseits ist bemerkenswert, dass die Ich-Erzählerin in der zweiten Hälfte ihres kalifornischen Jahres – und im letzten Viertel dieses Romans – die sie vorher quälende Krise voller Ängste, Selbstzweifel und Depressivität überwindet, sich eindeutig freischwimmt und am Ende gelernt zu haben scheint, dass man auch ohne jene lange geglaubten Alternativen leben kann, illusions-, aber nicht hoffnungslos, mit bemerkenswerter Offenheit gegenüber einer unbekanntem Zukunft. Dieser Umschwung wird letztlich nicht als Folge von Argumenten und Einsichten verständlich gemacht, sondern, darstellerisch durchaus gelungen, als Begleiterscheinung und Teil des kalifornischen Lebens, in das die Erzählerin immer tiefer eintaucht. Die anfängliche Skepsis der noch mit altem DDR-Pass in L.A. ankommenden Stipendiatin gegenüber der Oberflächlichkeit und Hektik der Kommerzkultur und Konsumversessenheit dieser zunächst strukturlos anmutenden Metropole verschwindet zwar nie ganz. Die kritische Aufmerksamkeit für die sozial-ethnische Zerklüftung dieser Gesellschaft bleibt erhalten, die verhaltene Empörung über die so sichtbare Armut der zahlreichen Obdachlosen wird nicht revidiert. Die amerikanische Politik bleibt in kritischer Distanz. Selbst älteste Klischees werden bedient: »Men like Hurst and Carnegie and J. Paul Getty must have been evil men. Da waren wir uns einig.« »Reich werde man nur durch Betrug und Ausbeutung anderer Menschen.«

Doch dieses kritisch-ablehnende Amerika-Bild wird zunehmend ergänzt, überformt und verwischt durch die immer deutlichere Hochschätzung für die Möglichkeiten des Landes, die Offenheit und Großzügigkeit des kalifornischen Lebens, seine Freiheit, Vielfalt und Kreativität. Das Licht, die Farben, die Schönheit der Landschaft am Bogen des Pazifik tragen erkennbar das Ihre bei. Die Kunst und die Architektur der Metropole werden gebührend wahrgenommen. Die Erzählerin stellt eindrucksvoll dar, wie sie in den Sog dieser Stadt und ihrer Lebensweise gerät, wie sie sich den neuen sinnlichen und intellektuellen Erfahrungen öffnet, Erfahrungen der Landschaft, des Gesprächs, der Geselligkeit und der Authentizität.

Letztlich ist es die amerikanische Gegenwart – genauer: der Ausschnitt derselben, der sich der Stipendiatin des Getty-Zentrums erschließt –, die das DDR-Erbe besiegt, indem sie es ermöglicht, die Last der DDR-Vergangenheit zwar nicht abzustreifen, aber doch neu einzubetten, zukunfts offen zu wenden, aufzuheben. Der gute Engel, der die Erzählerin im letzten Teil des Buches allegorisch begleitet, trägt amerikanische Züge, die Gestalt einer schwarzen Amerikanerin aus dem Personal des Hotels von Santa Monica, das MS Victoria heißt und den Stipendiaten als Domizil dient.

Zweifellos werden Erfahrungen immer auf der Folie vorhandener Erinnerungen gemacht und von diesen eingefärbt. Aber es gilt auch das Umgekehrte: Neue Erfahrungen filtern und transformieren weiterlebende Erinnerungen, sie wählen sie aus, spitzen sie zu oder können ihre Wirkung entschärfen. Neue Erfahrung kann alte Erinnerung besiegen, zum Glück. Es ist fraglich, ob die Autorin diese Pointe beabsichtigt. Doch der Text spricht seine eigene Sprache.

Christa Wolf: Stadt der Engel. Roman: oder The Overcoat of Dr. Freud. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2010, 416 S., € 24,80.